



«Ich hab Unglück immer angezogen, vom ersten Film an»: Werner Herzog, 76. (21. März 2018)



«Filmen braucht kriminelle Energie»

Kultregisseur Werner Herzog drehte mit «Fitzcarraldo» einen der verrücktesten Filme der Geschichte. Er sagt, warum Klaus Kinski ein Glücksgriff war und dass er beeindruckt ist von Donald Trump.

**Interview:
Christian Jungen**

NZZ am Sonntag: Herr Herzog, für das legendäre Epos «Fitzcarraldo» liessen Sie einen Flussschiff über einen Berg in Peru ziehen. Sind Sie verrückt?

Werner Herzog: Nein, ich habe das Schiff über den Berg gezogen, weil es für die Geschichte nötig war. Und ein Schiff über einen Berg ziehen ist etwas, das jeder erwachsene Mann irgendwann einmal in seinem Leben tun sollte.

Warum haben Sie nicht wie James Cameron bei «Titanic» eine Miniatur nachgebaut?

Anfang der 1980er gab es keine digitalen Effekte, und die einzige Lösung wäre gewesen, das mit einem Miniaturschiff aus Plas-

tik zu lösen. Die Leute vom Studio sagten, wir drehen das in einem richtig guten Dschungel - im botanischen Garten in San Diego. Dann sagte ich, nein, das machen wir nicht so, und hatte alle gegen mich.

Darum haben Sie den Film selber produziert, zusammen mit Ihrem Bruder.

Richtig, das Budget war unter 6 Millionen Dollar. Ich hatte über drei Jahre Vorbe-



Ich war zwei Jahre alt, als der Krieg zu Ende war. Aufgewachsen bin ich in Armut. Meine Familie litt fast drei Jahre lang Hunger.

reitungszeit und habe zwei identische Flussschiffe gebaut, die unterschiedliche Sachen im Film machen. Wir sind dann noch in einen Grenzkrieg zwischen Peru und Ecuador geraten. Und ich musste mein Camp für 1100 Leute, das angegriffen und niedergebrannt worden war, woanders neu bauen.

Eine Entstehungsgeschichte, die wohl nur mit jener von «Apocalypse Now» vergleichbar ist.

Falsch! Sie liegen falsch! Bei «Apocalypse Now» sind monumentale Fehler gemacht worden, die dann mit sehr viel Bargeld behoben wurden. Das ist nicht vergleichbar.

Sie hatten Mick Jagger als Fitzcarraldos Assistenten vorgesehen. Warum ist er rausgeflogen?

Mit Mick habe ich den halben Film



gedreht. Aber dann wurde Hauptdarsteller Jason Robards, der Fitzcarraldo verkörperte, schwer krank, und wir schickten ihn in die USA zurück. Die Ärzte haben ihm nicht erlaubt zurückzukommen. Und Jagger hatte nur noch vier Wochen Zeit, bevor er mit den Rolling Stones auf Welttournee ging. Deshalb habe ich ihn aus seinem Vertrag entlassen,

seine Rolle herausgeschrieben und alles neu gedreht.

Die Hauptrolle spielte dann Klaus Kinski, der am Set ausrastete. Hatten Sie Angst vor ihm?

Bedrohlich war es immer, er hat ja auch Sets zerstört in Wutanfällen. Aber das spielt keine Rolle. Was zählt, ist Kinskis Präsenz und Intensität auf der Leinwand. Es war ein Glück fürs Kino, dass wir ihn hatten.

Wie haben die Ureinwohner, die im Film wirkten, auf Kinski reagiert?

Ein Häuptling bot mir an, ihn zu töten. Ich hätte nur nicken müssen, dann wäre Kinski in einem Sarg nach Deutschland zurückgekehrt. Die Ureinwohner, die sehr stille Menschen sind, waren eher bereit, Kinski mit einem giftigen Pfeil niederzustrecken, als sein Geschrei zu ertragen.

Im #MeToo-Zeitalter könnte Klaus Kinski gar nicht mehr arbeiten.

Damals wusste man nicht, dass er offensichtlich ein inzestuöses Verhältnis mit seiner Tochter, möglicherweise sogar mit beiden Töchtern hatte.

Gibt es Schauspieler wie Kinski heute noch?

Nein, da braucht man nicht danach zu suchen, weil er singulär war. Es gibt schon noch welche, die herausragen, Michael Shannon oder Nicolas Cage. Wenn Sie sich «Bad Lieutenant» anschauen, da ist Cage singulär. Er weiss auch, dass dieser Film mit Abstand das Beste war, was er je gemacht hat.

Suchen Sie krasse Typen und Widerstände?

Ich habe Unglück immer angezogen, vom ersten Film an. Bei «Lebenszeichen», der 1967 in Griechenland gedreht wurde, lancierten die Obristen einen Militärputsch - und alle Drehgenehmigungen waren nicht mehr gültig. Wir haben dann trotzdem begonnen. 14 Tage vor Drehende brach sich Hauptdarsteller Peter Brogle das Fersenbein. Der war

ein halbes Jahr in Rehabilitation und kam mit einem Apparat am Bein zurück, so dass ich ihn nur noch von der Hüfte an aufwärts filmen konnte. Habe ich das geplant? Natürlich nicht. Habe ich mich darüber gefreut, dass bei «Aguirre» wenige Kilometer von unserem Drehort in Peru entfernt plötzlich ein Grenzkrieg ausbrach?

Nach dem Dreh rettete Ihnen der Zufall das Leben.

Ich war auf einen Flug gebucht, dessen Maschine dann abgestürzt. Ich wurde umgebucht und durfte die Maschine nicht besteigen. Dass ich nicht im Todesflugzeug sass, war eine statistische Anomalie. Und ich habe dann im Jahr 2000 den Film «Wings of Hope» gemacht mit Juliane Koepcke, der einzigen Überlebenden des Flugs.

Sie leben in den USA - weil Sie hier mehr Wertschätzung erfahren?

Ach was! Wertschätzung ist etwas Flüchtiges. Das war nie ein Grund. Ich bin in den USA, weil ich hier verheiratet bin.

Sie haben sich in eine Amerikanerin verliebt?

Eigentlich in eine Frau aus Sibirien. Sie weilte mit einem gültigen Reisepass der Sowjetunion in den USA, aber ihr Land gab es nicht mehr - ein bizarrer Schwebzustand, weil sie partiell staatenlos war. Wir haben erst 48 Stunden, nachdem sie als Amerikanerin eingeschworen wurde, geheiratet.

Sind Sie selber auch Amerikaner geworden?

Nein. Ich lebe gerne hier, will aber nicht Staatsbürger eines Landes werden, das die Todesstrafe hat. Darum kann ich kein Chinese werden und kein Japaner. Und kein Inder und kein Pakistani und kein Ägypter. Ausgenommen Russland: Putin hat das abgeschafft. Das war eine seiner grossen Errungenschaften. Die andere: Er hat die Verbrechersyndikate, die unter Jelzin das Land übernommen hatten, etwa die Ölindustrie, mit sehr uneleganten Methoden gezwungen, Steuern zu zahlen. Die zahlen Steuern! In Russland!

Putin ist für deutsche Medien ein rotes Tuch.

Das Entscheidende ist heute gar nicht mehr das Faktische, sondern die Frage: Wer kontrolliert das Narrativ? Und die gesamte westliche Presse ist besessen von der Dämo-



nisierung Russlands. Das ist ein riesiger Fehler und wird sich ändern, garantiert.

Sie haben gerade «Meeting Gorbachev» realisiert und lange mit dem Perestroika-Politiker gesprochen. Ist er noch fit?

Ja, geistig schon. Aber er ist 88 und bei schlechter Gesundheit. Seine Bedeutung ist heute noch viel höher, weil er fundamentale Verträge unterschrieb, welche die gefährliche Situation zwischen der Sowjetunion und den USA abmilderten, etwa die Abschaffung von Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das haben Reagan und Gorbatschow, die lange als kompromisslose Antagonisten galten, ausgehandelt. Und genauso unmöglich scheint es heute, dass sich Donald Trump und Kim Jong Un verständigen können.

Ist es gut, dass Trump den Diktator traf?

Es ist grossartig! Und zwar deswegen, weil die Situation gefährlich ist: Nordkorea wird von allen Seiten unter Druck gesetzt, so dass es möglicherweise eine katastrophale selbstmörderische Dummheit begeht. Ich kenne Nordkorea, weil ich dort gearbeitet habe.

Sie teilen die Kritik an Trump also nicht?

Der hat doch ein Klima der Entspannung geschaffen, Gott sei Dank!

Wie beurteilen Sie Trump?

Dass er persönlich versucht, mit Russland einen Ausgleich zu finden, finde ich grossartig. Deshalb hat er auch seine gesamte Administration und den Kongress gegen sich. Er hat fast keinen Handlungsspielraum. Und auch, dass er seinen eigenen Nachrichtendiensten misstrauisch gegenübersteht, ist gut. Heute bejubeln plötzlich alle CIA und FBI - aber wer hat 2001 die Angriffe aufs World Trade Center übersehen? Und wer hat mit partiellen Fälschungen den «Nachweis» erbracht, dass der Irak Atomwaffen hat? FBI und CIA. Trumps Skepsis ist angebracht.

Wird er wiedergewählt?

Wenn morgen Wahlen wären: Ja. Seit Jahren sage ich Freunden aus Seattle, San Francisco und New York, wenn sie die Rechten und die Menschen im Bibelgürtel als «Flyovers» abkanzeln, weil man über die drüber fliege, das sei zynisch und werde sich rächen. Ich sage, ihr müsst euer Augenmerk

auf die Buddies werfen, die mit euch in Lawrence, Kansas, auf der Highschool waren. Intensiviert den Kontakt mit ihnen, nehmt sie ernst und lasst sie reden. Und jetzt haben die «Flyovers» ihre Stimme gefunden, sich vereinigt und die Präsidentenwahl gewonnen. Das hat mich nicht überrascht.

Würden Sie Trump auch wählen?

Ich bin kein Trump-Anhänger, aber ich finde, er hat Ausserordentliches gemacht.

Was fehlt Ihnen in den USA aus Europa?

Der Fussball, die ARD-Sportschau. Deshalb habe ich ein Bündel an Programmen, wo ich am Wochenende drei Spiele der deutschen Bundesliga sehen kann. Ich habe ja lange selber gespielt. Als wir einmal im Bus nach Italien fuhren zu einem Spiel gegen die Mannschaft von Fiat, hatten wir zwei Bierfässer als Gastgeschenk dabei. Noch vor Salzburg war das erste Fass offen und alle waren sturzhagelbetrunken und sangen obszöne Lieder. Nur ich blieb nüchtern, hatte eine Reiseschreibmaschine auf den Knien und tippte den Text für das Drehbuch von «Aguirre» ein.

Sie sind im Zweiten Weltkrieg geboren. Wie hat Sie das geprägt?

Ich war zwei Jahre alt, als der Krieg zu Ende war. Aufgewachsen bin ich in Armut. Wir haben drei Jahre lang Hunger gelitten. Es trifft mich, wenn ich sehe, welche Mengen an Lebensmitteln weggeworfen werden; in den USA sind es 45 Prozent allen Essens. Ich sage nie etwas, wenn ich es sehe, aber ich revoltiere in meiner Seele dagegen.

War die einfache Herkunft eine Triebfeder, krasse Projekte wie «Aguirre» zu stemmen?

Ich stamme nicht aus einfachen Verhältnissen, sondern aus armen. Ich bin am Rande eines winzigen Dorfes im letzten Winkel der bayrischen Alpen aufgewachsen. Aber ich kam aus einer Akademikerfamilie, beide Eltern mit Dokortitel. Wir flohen vor den Bombenangriffen aus München und landeten in den Bergen, wo wir Fremdkörper blieben.

Wie sind Sie zum Kino gekommen?

Das ging wie von selbst. Ich war noch ein Kind, und mir war klar, ich kann nur Filme machen, wenn ich selbst produziere. Und dafür musste ich Geld haben. Deshalb arbei-



tete ich zweieinhalb Jahre lang Nachtschicht in einer Stahlfabrik als Punktschweisser, tagsüber ging ich in die Schule.

Sie wollten Geld verdienen in der Fabrik, andere Kulturschaffende wollten dort lediglich der Arbeiterklasse nahestehen.

Die haben aber alle nicht in der Stahlfabrik gearbeitet. Ich bin angefeindet worden von denen: Warum machst du Filme, die nicht der Weltrevolution und der Befreiung der Arbeiterklasse dienen? Meine erste Frage an einer Versammlung war: Wer von euch hat schon in einer Fabrik gearbeitet? Da waren über hundert Leute, und nicht einer hat je in der Fabrik gearbeitet - aber ich! Was die Stimmung ungemütlich machte, war, dass ich sagte: «Zwei Dinge stören mich. Zum einen ist eure Analyse, Deutschland sei ein faschistischer Polizeistaat, nicht richtig. War jemand von euch schon im Kongo? Dann wisst ihr es. Zum anderen ist eure Antwort, dass sich das Land in unabhängige sozialistische Kleinkommunen auflösen muss, auch falsch.» Ich galt über ein Jahrzehnt als der faschistische Filmregisseur, und «Aguirre, der Zorn Gottes» war der Beweis dafür, weil die Hauptfigur ein grösserwahnsinniger Landeroberer ist.

Viele der grossen Autoren Ihrer Generation stammen aus München. Ist das ein Zufall?

München war die kulturelle Hauptstadt, Berlin gab es nur als ein Fragment, das auf dem Luftweg und über bestimmte Landwege erreichbar war. Es war aber auch klar, dass ab dem Moment, wo Berlin Hauptstadt war, sich alles dorthin verschob. Heute ist München völlig eingeschlafen. Hier in den USA sehen Sie nirgends eine verkehrsberuhigte Zone, München hat einen verkehrsberuhigten Teil der Innenstadt. Wenn ich dort bin, denke ich, die Stadt ist nicht nur verkehrsberuhigt, sondern auch gedanklich beruhigt. Ich bin mit München nie warmgeworden.

Trotzdem bin ich Bayer, und «Fitzcarraldo» und «Aguirre» sind bayrische Filme.

Wie meinen Sie das?

Weil sie eine absolut vitale, rüde Phantasie haben und wild zur Sache gehen. Der einzige, der «Fitzcarraldo» auch hätte machen können, wäre Ludwig II. gewesen, der Traumschlösser wie Neuschwanstein und Lindenhof baute, Wagner förderte und sich weigerte, Kriege zu finanzieren.

In Nyon erhalten Sie den Prix Maître du Réel. Entspricht Ihnen «Meister des Realen»?

Diesen Titel des Preises höre ich jetzt zum ersten Mal. Ich muss schauen, dass ich mich davor wegducke. Ich gehe nur hin, weil eine grössere Retrospektive da ist und ich ein Treffen mit jungen Filmleuten habe. Aber dieses ganze «Maître du Réel» oder wie das heisst, ist völlig unwichtig. Wenn ich solche Preise kriege, habe ich das Gefühl, man müsse mich im Rollstuhl reinkarren.

Preise, etwa der Ehrenleopard von Locarno, haben bei Ihnen keinen Ehrenplatz?

Nein, ich kann nichts anfangen damit. Ich schick die Trophäen jeweils meinem Bruder in Wien, und der versorgt das Zeug dann in irgend so einem Speicher.

Warum produzieren Sie Ihre Filme mit ihm?

Ich produziere selber, um zu überleben. Regisseure haben statistisch gesehen nicht mehr als 15 Jahre, in denen sie arbeiten können. Das hat die Stärksten betroffen: D.W. Griffith, Orson Welles und Buster Keaton. Zu meiner Überlebensstrategie gehört auch, dass ich Budgets einhalte. Wenn ich als Regisseur unter Vertrag bin wie bei «Bad Lieutenant», lasse ich eine Klausel in den Vertrag schreiben, dass ich das Recht habe, jeden Abend den Cashflow zu überprüfen.

Und so haben Sie die Kosten im Griff?

Ja. Das Budget bei «Bad Lieutenant» zum Beispiel betrug 19 Millionen Dollar, hatte aber Luftkissen drin. Ich drehe nur das, was ich für die Leinwand brauche, keine zusätzlichen Einstellungen. Deshalb habe ich noch nie Überstunden gemacht in meinem Leben. Für Überstunden waren Hunderttausende Dollar vorgesehen. Ich sagte dem Produzenten, ich versuche, unter Budget zu bleiben, möchte dafür aber einen gestaffelten Bonus. Ich blieb zwei Tage unter Drehplan und 2,6 Millionen Dollar unter Budget. Das hat es noch niemals gegeben in Hollywood. Das richtige Geld habe ich gar nicht als Regisseur verdient, sondern mit dem Bonus.

Sie sind Autodidakt, betreiben jetzt aber die Rogue Film School. Was lehren Sie die Leute?

Vor allem zwei Dinge: Sicherheitsschlösser aufknacken und Dokumente fälschen. Ohne eine gefälschte Drehgenehmigung hätte ich



«Fitzcarraldo» nie machen können. Kurz vor dem Grenzkrieg waren überall Militärlager, und mein Schiff wurde gestoppt. Ich bin trotzdem in einem Boot vorausgefahren. Und da hat ein Oberst das Feuer auf mich eröffnen lassen. Dann wollte er eine Drehgenehmigung sehen, und vier Tage später präsentierte ich sie mit einem Briefkopf des Präsidentenpalasts mit Wasserzeichen und in Ministerienspanisch abgefasst, unterschrieben vom Präsidenten der Republik Peru. Die Unterschrift war von mir und der Text auch. Filmen braucht kriminelle Energie, zumindest ein gewisses Mass.

Werner Herzog

Seit 1996 in den USA

Er kam 1942 in München zur Welt und avancierte mit «Aguirre, der Zorn Gottes», «Nosferatu» und «Woyzeck» zu einem der bedeutendsten Vertreter des Neuen Deutschen Films. In Europa war er als Rechter verschrien, in den USA

wird er kultisch verehrt, weil er oft unmöglich scheinende Widerstände überwindet. Silicon-Valley-Manager, Rockstars und Wissenschaftler nennen ihn als Vorbild. «Time» zählte ihn zu den 100 einflussreichsten Menschen der Welt. (cj.)

50 Jahre Visions du Réel 14 Filme von Herzog sind zu sehen

Das Dokumentarfilmfestival Visions du Réel, das am Freitag begann und noch bis 13. April dauert, feiert heuer sein 50-Jahr-Jubiläum. Es hat in seiner Geschichte viele grosse Autoren empfangen. Heuer ist der Genfer Direktorin Emilie Bujès in ihrem zweiten Jahr ein Coup gelungen: Werner Herzog kommt an den Genfersee und stellt seinen neuen Dokumentarfilm «Meeting Gorbachev» vor. Herzog hat den mittlerweile 88-Jährigen über einen Zeitraum von sechs Monaten hinweg interviewt. Er spricht mit ihm über Glasnost, Perestroika oder die deutsche Wiedervereinigung und macht kein Hehl daraus, wie sehr er sein



Gegenüber bewundert. Herzog stellt den Film morgen Montag vor und erhält bei der Gelegenheit den Prix Maître du Réel, wobei der neue Berlinale-Direktor Carlo Chatrian die Laudatio hält. Am 9. April gibt Herzog eine öffentliche Master Class, in der er über seine Art des Filmmachens spricht. Das Festival zeigt 13 von Herzogs Dok-Filmen sowie seinen Spielfilm «Fitzcarraldo» (1982). Darin verkörpert Klaus Kinski den exzentrischen Impresario Fitzcarraldo, der im Dschungel von Peru ein Opernhaus bauen will. Herzog sagt, dies sei sein bester Dok-Film – über ein Schiff, das über einen Berg gezogen werde. (cj.)



NZZ am Sonntag
8021 Zürich
044/ 258 11 11
<https://www.nzz.ch/>

Genre de média: Médias imprimés
Type de média: Presse journ./hebd.
Tirage: 116'747
Parution: hebdomadaire

Page: 59
Surface: 270'520 mm²

Ordre: 1092279
N° de thème: 832.044

Référence: 73138868
Coupure Page: 7/7



Für sein Meisterwerk «Fitzcarraldo» (1982) liess Werner Herzog in Peru einen 340 Tonnen schweren Flussdampfer von Menschenhand über einen Berg ziehen.

Seine Stars

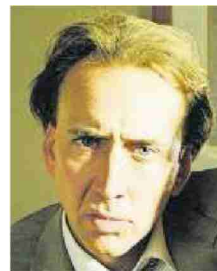
Der Einzige, der «Fitzcarraldo» auch hätte machen können, wäre Ludwig II. gewesen, der Traumschlösser baute und sich weigerte, Kriege zu finanzieren.



Klaus Kinski spielte in fünf Filmen von Herzog. Der Dok-Film «Mein liebster Feind» erzählt von ihrer Hassliebe.



Bruno Ganz gab in «Nosferatu» (1979) Jonathan Harker, der von Dracula (Kinski) heim-gesucht wird.



Nicolas Cage brillierte im Thriller «Bad Lieutenant» (2009) als korrupter und drogensüchtiger Südstaaten-Cop.